Nummer 406. XXI. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Freitag, 12. August 1892.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Der Sturz Salisburys.

Die gestrige Sitzung des englischen Unterhauses ist programmgemäßig verlaufen, die Abstimmung, welche 12½ Uhr Nachts beendet war, hat das vorausgesehene Ergebniß gehabt: das von den Gladstoneanern beantragte Mißtrauensvotum gegen das Kabinet Salisbury ist mit 350 gegen 310 Stimmen angenommen worden. Es haben also nur 10 Abgeordnete gefehlt. Das Unterhaus hat sich bis nächsten Donnerstag vertagt. Welchen Verlauf die Krisis nunmehr aller Wahrscheinlichkeit nach nehmen wird, das ist bereits im heutigen Morgenblatt mitgetheilt worden. Den Verlauf der Sitzung des Unterhauses schildert uns ein Telegramm unseres Londoner □ Korrespondenten folgendermaßen:

Die Abstimmung war eine der denkwürdigsten Szenen, welche die Geschichte des Unterhauses aufzuweisen hat. Die Galerien waren namentlich von Mitgliedern des Oberhauses und von fremden Diplomaten, unter denen sich auch der deutsche Botschafter Graf Hatzfeldt befand, dicht besetzt. Das Haus selbst war überfüllt, die Abgeordneten hörten die glänzende Rede Chamberlains aufmerksam an und folgten dann ungeduldig dem weiteren Verlauf der ziemlich nichtssagenden Debatte. Unter ungeheurer Aufregung ward endlich die Abstimmung vorgenommen, deren Resultat zu so stürmischen Demonstrationen führte, daß der Sprecher die Ruhe kaum wieder herstellen konnte. Die Irländer insbesondere waren außer Rand und Band, sie verhöhnten und insultirten Balfour so arg, daß sich Gladstone selbst ins Mittel legte. Lord Salisbury begiebt sich heute nach Osborne, um der Königin sein Abschiedsgesuch zu unterbreiten. Wahrscheinlich schon morgen wird Gladstone nach Osborne beschieden werden.

Aus der Rede, welche Gladstone vorgestern im Unterhaus hielt, ist der Absatz besonders bemerkenswerth, in welchem der greise Sieger seinem Gegner Salisbury antwortete, welcher bekanntlich in seiner Rede bei der Adreßdebatte im Oberhause mit Nachdruck erklärte, der endgiltige Entscheidungskampf, ob Irland Homerule haben solle oder nicht, werde nicht im Unterhause, sondern im Oberhause geschlagen werden. Salisbury kündigte damit an, daß das Oberhaus die Homerule-Vorlage, nachdem das Unterhaus dieselbe angenommen habe, ablehnen werde.

Gladstone entgegnete hierauf mit ungewöhnlicher Schärfe. Das jetzt gewählte Parlament habe das Mandat, die irische Frage in Uebereinstimmung mit den Wünschen der irischen Nation zu lösen und so die „Vereinigung der Herzen" der verschiedenen Theile des bisher nur durch einen gesetzlichen Gewaltakt vereinigten Königreichs herbeizuführen. „Das Unterhaus wird seine Pflicht thun — so rief Gladstone aus —, und wenn die Bill dann, als Frucht reifischer Durchberathung, als Kundgebung des Volkswillens, dem Oberhause zur Annahme vorgelegt werden wird, so wird das Haus der Lords damit vor einen Entschluß gestellt sein, der es selbst weit näher angehen wird als Irland." Diese Drohung gegen das Oberhaus wurde auf der liberalen und radikalen Seite des Unterhauses mit minutenlangem Jubel und Beifall aufgenommen. Gladstone gab damit deutlich zu verstehen: Verwerfen die Lords die Homerule-Bill, dann werden sie hinausgeworfen. Sie sprechen damit dem Oberhause das Todesurtheil. Gladstone erklärte ferner, er wolle auf den Gegenstand selbst nicht weiter eingehen, das hätte vorläufig keinen Zweck. Wenn aber die Lords die Homerule-Bill verwürfen, so würden ihre Freunde, die jetzt die Sache mit Heiterkeit aufnehmen, entdecken, daß es sich um keine lächerliche, sondern um eine sehr ernste Frage handle, die hoffentlich vermieden bleiben werde. Wenn nicht, werde die liberale Regierung, wenn sie auch ungern an historische Institutionen die Hand legt, ihre Pflicht zu üben wissen. In nähere Details einzugehen, sei jetzt, wo es sich nur um die Verwirklichung des Willens der Wählerschaft bezüglich der Regierung des Landes handle, nicht so an der Zeit. Das Programm der siegreichen Partei sei bekannt, und das Weitere werde sich ergeben, sobald die neue Regierung im Februar die Session eröffne.

Aus Afghanistan kommen wieder etwas beunruhigendere Nachrichten. Nach einer Meldung des „Reuterschen Büreaus" aus Simla von gestern verlautet daselbst, daß zwischen Russen und Afghanen im Pamirgebiet ein erneuter Zusammenstoß stattgefunden habe. Der Standard meldet aus Dientsien von heute, auf chinesischer Seite habe man den ernsten Charakter der Pamirfrage erkannt, und es hätten infolge dessen Infanterie- und Kavallerie-Abtheilungen Befehl erhalten, Kashgar zu verlassen und sich nach Rang-Kul, chinesische Provinz Sirikul, zu begeben. Die Chinesen scheinen damit nur prinzipiell ihre Grenzen wahren zu wollen.

---

* Aus **Nordschleswig** wird uns geschrieben: „Mit erstaunlicher Ausdauer hält die **Antisemitenpartei** an dem Plane fest, eine **Allianz** mit der **dänischen Protestpartei** zu schließen. Was dem „Deutschen Antisemitenbund" nicht gelang, sucht jetzt der antisemitische „Verein für das Völkerrecht" zu erreichen. Von Berlin aus hat die Leitung dieses Vereins eine Aufforderung zur Unterstützung an die Dänenpartei gerichtet; dieselbe ist von vier Berliner Herren unterzeichnet: L. Schwennhagen und A. Brannmann, Schriftsteller, A. Reinecke, Redakteur und Verleger, und Dr. phil. Ottomar Schuchardt. Diese „deutschen Männer" sind es, die sich nicht scheuen, einen Pakt mit den ausgeprägtesten Gegnern des Deutschthums abzuschließen. Es gehört doch eine völlig vaterlandslose Gesinnung dazu, um mit der Protestpartei einen Bund einzugehen. Es liegt auf der Hand, daß die Protestbestrebungen durch ein solches Entgegenkommen neu gestärkt werden. Mit besonderer Genugthuung weist die Protestpresse auf den Passus des Programms der „Völkerrechtler" hin, der das Militärwesen erörtert. Darnach soll das Heerwesen auf nationaler Grundlage sich entwickeln. Die allgemeine Wehrpflicht beruhe auf dem Grundsatze, daß ein Volk das Leben aller seiner waffenfähigen Männer einsetzen muß zur Vertheidigung der inneren und äußeren Güter des ganzen Volkes; deshalb kann ein Volk, das zu dieser Bestimmung unter die Waffen gerufen wird, nicht von Mitgliedern eines fremden Volkes kommandirt werden. In einer gemischten Bevölkerung müssen die Heeresabtheilungen nach den Nationalitäten geschieden werden, selbst wenn sie unter gemeinsamer Oberleitung stehen. Als Regimentssprache ist die Sprache des Volkes anzuwenden. „Dänische Sprache im deutschen Heere!" das klingt freilich völlig widersinnig, hat aber für den Vollblut-Protestler etwas sehr Verlockendes. Außerdem will die deutsche Antisemitenpartei den Protestlern dänische Schul- und Gerichtssprache einräumen, wodurch selbstverständlich die Kluft zwischen Deutschen und Dänen erweitert und die Rechtspflege erschwert werden würde. Keine Partei beweist eine so geringe Vaterlandsliebe wie die Antisemiten. Die Unterstützung dieser Partei ist der Strohhalm, nach welchem die Protestler in ihrem hoffnungslosen Kampfe gegen das Deutschthum in der Nordmark greifen; „es ist der einzige Lichtpunkt in unserem Kampfe gegen das deutsche Wesen," erklärte ein fanatischer Däne. Das führende Organ der Protestler „Flensborg Avis" ist übrigens verständig genug, den antisemitischen Pferdefuß in dem Vorgehen der „Völkerrechtler" zu erblicken. Kommt keine gemeinsame Thätigkeit zwischen Dänen und Antisemiten zu Stande, so liegt dies nicht an den Letzteren; jedenfalls verdient die deutschfeindliche Agitation der vaterlandslosen Antisemiten ans Tageslicht gezogen zu werden; uns deutsche Nordschleswiger erfüllt es mit Ekel, daß eine angeblich deutsche Partei sich kein Gewissen daraus macht, uns an die Dänen ausliefern zu wollen. Gott bewahre uns vor einem antisemitischen Deutschland!"

---

* Die „Hamb. Nachr." befolgen in ihrer Opposition gegen die jetzige Regierung genau die Taktik, die **Fürst Bismarck**, als er noch an der Spitze der Regierung stand, der Opposition gegenüber beobachtete. Sie stellen Behauptungen, die hundert Mal als falsch nachgewiesen sind, immer aufs Neue auf, führen Beweisgründe, die hundert Mal widerlegt worden sind, immer wieder ins Feld. So muß jetzt die Statistik des deutschen Reiches, obwohl der Erkanzler sonst auf die Statistiker nicht gut zu sprechen ist, herhalten, um die **angebliche Schädlichkeit der neuen Handelsverträge** zu illustriren. In dem ersten Halbjahr 1892 ist nämlich im Vergleich zum entsprechenden Semester des Vorjahrs die Einfuhr nach Deutschland um 6,2 Millionen Doppelzentner gestiegen und die Ausfuhr um 2,8 Millionen Doppelzentner gefallen, der Gewichtsunterschied zwischen Einfuhr und Ausfuhr hat sich somit um 10 Millionen Doppelzentner vergrößert. Diese Thatsache ist indessen, wie sich leicht zeigen läßt, nach keiner Richtung hin beweiskräftig. Zunächst sollten auch die „Hamb. Nachr." endlich gelernt haben, daß die Theorie der Handelsbilanz eine unhaltbare ist, daß das Verhältniß von Einfuhr und Ausfuhr an sich keinen Schluß auf die volkswirthschaftliche Entwickelung eines Landes zuläßt. Ferner aber, wenn man selbst an dem allgemein als Irrthum erkannten Glauben an die Handelsbilanz festhält, so kann doch für dieselbe nun- und nimmermehr die Gewichtsmenge, sondern einzig und allein die Werthmenge in Betracht kommen. Sehen wir schließlich auch hiervon ab, so würden doch die von den Hamb. Nachr. angeführten Zahlen zur Beurtheilung der Folgen der Handelsverträge nur dann verwerthet werden können, wenn die Verschiebung in dem Verhältniß zwischen Einfuhr und Ausfuhr auf den Verkehr mit denjenigen Ländern zurückzuführen wäre, mit welchen Deutschland Verträge abgeschlossen hat, das aber ist nicht der Fall.

---

* Der freikonservative Abgeordnete Freiherr **v. Zedlitz-Neukirch** macht in dem „Deutschen Wochenblatt" einen Vorschlag, um die Folgen der Beseitigung der Ueberweisungen aus den landwirthschaftlichen Einnahmen an die Kreise — **lex Huene** — wenigstens einigermaßen und namentlich für die ärmeren Landgemeinden abzuschwächen. Der genannte Abgeordnete geht dabei von folgenden Gedanken aus: Für die nächsten Jahre würden sich durchschnittlich 28 Millionen als Ueberweisungssummen ergeben. Diese würden nach Aufhebung der lex Huene in die Staatskasse fließen, um den Ausfall an Einnahmen mit decken zu helfen, welcher durch Freigebung der Gebäude-, Grund- und Gewerbesteuern an die Kommunen nothwendig entstehen muß. Von diesen 28 Millionen müßte die Staatskasse etwa 20 Millionen zurückbehalten, so daß 8 Millionen für Nebenzwecke der Steuerreform verfügbar blieben. Hierzu würden noch die schon zu diesem Zwecke verfügbaren Zinsen der angesammelten Mehrbeträge aus dem neuen Einkommensteuergesetz hinzukommen. Bis zur Verwendung dieser Gelder zum Zwecke der Durchführung der Steuerreform müssen dieselben bekanntlich angesammelt werden. Für das laufende Etatsjahr belaufen sich diese Mehrbeträge auf etwa 40 Millionen Mark, und sie werden nach der Voraussichtlichen Einnahme des Freiherrn v. Zedlitz bis zum 1. April 1895, als dem Zeitpunkte, an welchem die Steuerreform abgeschlossen sein dürfte, auf 120 Millionen angewachsen sein. Diese von der aufgehäuften Summe sich ergebenden Zinsen im Betrage von 4 Millionen bleiben nach der Absicht des Gesetzgebers für Zwecke der Steuerreform dauernd zur Verfügung. Aus diesen Geldern will Herr v. Zedlitz eine Art von Dotationsfonds für diejenigen Kreise begründet wissen, denen aus dem Fortfalle der Ueberweisungen aus den landwirthschaftlichen Zöllen insofern ein Nachtheil entstehen würde, als die Grund- und Gebäude- sowie die Gewerbesteuer nicht die erforderlichen Einnahmen gewähren würden. Aus jenem Dotationsfonds

---

Münchener Ausstellungs-Spaziergänge.

XI. (Nachdruck verboten.)

Die Maler.*)

Stott of Oldham hat im Vorjahre eine Medaille für badende Buben bekommen. Damals waren sie im Begriffe, von einem Kahn aus ins Wasser zu springen, heuer haben sie sich auf einem Terrain niedergelassen, das, der Farbe nach zu schließen, Sand vorstellt. Die einzelnen Körper sind ganz vorzüglich studirt, in Bezug auf die Farbe sowohl als hinsichtlich der Zeichnung, doch hat Stott offenbar nicht die Gruppe als Ganzes gesehen, sonst wären die einzelnen Erscheinungen unter sich in kein so starkes Mißverhältniß gerathen, als es auf dieser Leinwand der Fall ist. Mit dem gleichen Motive hat sich Max Fleischer in Breslau, Julius Exter in München beschäftigt, der Letztere augenscheinlich mit dem bewußten Bedürfniß, die Wirkung des vollen Lichtes, was auf den nackten Körpern liegt, auf das Zusammenfließen kräftiger Komplementärfarben zurückzuführen und dadurch eine weit intensivere Leuchtkraft zu erzielen, als dies möglich ist beim Suchen nach Lokaltönen. Es ist vielleicht eine Sache der Zukunft, die in der mehr oder weniger guten Beanlagung des Auges zu suchen ist, daß dieses nicht mehr die scheinbar fertige Farbenerscheinung, sondern ihre Bestandtheile zu erkennen und richtig wiederzugeben versucht. Wie ganz wesentliche Resultate hat nicht allein schon die Erkenntniß gebracht, daß Licht und Schatten nicht so sehr auf einem Kontraste von Hell und Dunkel — oder um mich drastischer auszudrücken von Weiß und Scharz — beruhen, als vielmehr auf einem Gegenüberstellen von verschiedenen Farbwerthen. Was schon Rubens zum großen Unterschiede gegenüber den früheren Malern gethan hat, daß er nämlich den Schatten als Farbe, nicht als vorwiegend schwärzliche Dunkelheit behandelte, das ist in unseren Tagen, nachdem die ganze Malerei sich lange Zeit weniger mit dem Problem der Farbenkontraste, als mit dem Modelliren in Tönen befaßt hat, neuerdings aufgegriffen, im Gegensatz zur früheren Anschauung gesetzt worden, daher denn auch die wesentlich lichtere Erscheinung dieser neueren Bilder, das völlige Vermeiden aller russigen, unklaren Töne. Die möglichst gute Wiedergabe der Erscheinungswelt kann dadurch im gewissen Sinne nur gewinnen, aber schließlich führen viele Wege nach Rom und wenn eine künstlerische Arbeit uns nahe tritt, uns unwillkürlich angeht, dann ist unter allen Fragen jene die letzte: Auf welche Art ist das gemacht? Beim wirklich hochstehenden Kunstwerke kommt das, was der Künstler ausdrückt, in allererster Linie zur Geltung und der Pinsel ist nur Mittel zum Zweck. Spielt er aber die Hauptrolle so hat man es entweder mit einem Routinier oder mit einem Experimentator zu thun. Beides kann höchst interessant ohne künstlerisch von ausschlaggebendem Eindrucke zu sein. Ein weiblicher Akt beispielsweise, wie ihn der Amerikaner Cox Rengon, Newyork, gemalt hat, ist eine künstlerische Arbeit von Rang, von ansprechender Schönheit und würdevoller Erscheinung. Darin liegt ein Stück künstlerischer Anschauung und überzeugter Schaffensart, ebenso, wenn auch die Ausdrucksweise eine radikal verschiedene ist, in einem dekorativen Entwurfe C. v. Hofmanns, Charlottenburg, sich ausgesprochene Eigenart darthut. Der jugendlich männliche Akt im Vordergrunde auf der grünen Wiese, das rückwärts aufsteigende mit einigen weiblichen Figuren bevölkerte Terrain, alles das ist zu einem Bouquet frischer Farbe vereinigt, welche unwillkürlich das Auge anspricht, ein sympathisches Gefühl für solche wohlthuende malerische Kraftentwickelung wachruft. Hans Thoma, dessen eigenartige Schöpfungen heute in ihrem vollen Werthe giltig sind, ist in seiner „Flora" und „Quelle" wieder ebenso originell als ansprechend; leider kommen seine Arbeiten durch die Ungunst der Plazirung nicht zu der Geltung, wie sie ihnen gebührte; sie gehören nicht zu jenen Erscheinungen, die sich ohne Rücksicht auf den Ort, wo das Schicksal sie hinverschlägt, ausdrängen, wie das bei manchen Ausstellungsbildern der Fall ist. Gleiches kann nicht behauptet werden von Kristian Zahrtmanns, Kopenhagen, „Adam und Eva im Paradiese", denn hier hat der Künstler alle Register seiner Palette zugleich gezogen, das Bild ist auf Ausstellungswirkung berechnet und würde wahrscheinlich unter anderen Verhältnissen auch anders wirken. Vor fünfzehn Jahren jubelte die ganze Welt über Makartsche Farbenpracht. Sie würde erbleichen neben einem Erguße wie dem Zahrtmannschen. Das Bild berührt um so eigenthümlicher, als auf der Ausstellung des Vorjahres Zahrtmann eine wesentlich andere, wenn auch künstlerisch sicherlich nicht weniger hochstehende Empfindung zeigte. Das Menschenpaar, was da im Schatten einer überreichen Blüthenwelt lustwandelt, hat eigentlich eine rechte Dummheit begangen mit dem unseligen Apfelbiß, der alles Nachfolgende weit mehr in graue als in die regenbogenfarbene Stimmung ungetrübter Glückseligkeit versetzte, wie sie hier geschildert ist. Manchmal leuchtet es noch so auf, wenn z. B. die Sonne nach starkem Regen Abends hervorbricht und die ganze Natur in glühende Töne getaucht erscheinen läßt. Solch einen außerordentlichen Moment hat Z. erfaßt. Es ist eine Rückkehr der Stimmungsmalerei darin dokumentirt, die entgegen den früheren Bestrebungen dieser Art nach dem Außergewöhnlichen greift und sich dabei um die realistische Erscheinung nicht allgemein kümmert, denn solche Farbenschauspiele halten meist nicht so lange an, daß man ihrer bequem mit dem Pinsel in der Hand habhaft werden kann. Immerhin ist es nicht in Abrede zu stellen, daß das J'sche Bild wie aus einem Gusse entstanden sich ansieht. An Farbe fehlt es ihm nicht. Ganz anders ist Julius Paulsen, ebenfalls ein dänischer Maler, dem gleichen Thema zu Leibe gegangen. Ihm kam es nicht so sehr auf das volle Zusammenwirken der blüthenschweren, in allen möglichen Farben prangenden Bäumen des paradiesischen Haines mit der Luftwirkung und allem Uebrigen an, in welchem die Körper der beiden Kreiteren einen Theil des bildlichen Farbenakkordes bilden, vielmehr hat er in diese beiden den Schwerpunkt der ganzen Arbeit gelegt mit einem Anfluge Hennerscher Tendenz. Die Körper, das leuchtende Incarnat bilden die Hauptsache, die Umgebung ist lediglich der Rahmen für sie. Es liegt in den beiden Bildern der große Unterschied zwischen jener Richtung, welche als Aufgabe der Kunst die Betonung einzelner Momente gegenüber der Umgebung sieht. Der menschlichen Erscheinung also z. B. mehr Aufmerksamkeit zuwendet, als den Grashalmen, auf denen sie wandelt, einerseits, und andererseits jener Richtung, die von dem Prinzip aus-

*) Siehe Berliner Tageblatt Nr. 402.